

Landschaft genau wie im Prospekt

Autor(en): **Knobel, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **104 (1978)**

Heft 45: **Ferien in der Schweiz**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-616226>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Landschaft genau wie im Prospekt

Paradiesisch

«DIE SCHWEIZ IST GENAU SO SCHÖN wie auf ihren Prospekten», erklärte ein belgischer Journalist. «Die Leute sind so, wie man sich die Bewohner dieses demokratischen Musterlandes vorstellt: sauber, pünktlich, solide, wohlhabend, arbeitsam und selbstzufrieden. Alles passt genau in das Klischee, das man sich von der Schweiz macht.» Nimmt man dazu, was eine Landsmännin von ihm noch etwas knapper formulierte, nämlich: «Ein schönes Land, wenn es nicht von Schweizern bewohnt würde!», dann ergibt sich mit Sicherheit eines: Zu den zahlreichen soliden Eigenschaften der Schweizer gehört auch die Tugend, bei der Wiedergabe ihrer landschaftlichen Schönheiten in Prospekten nicht zu mogeln.

Merkwürdig jedoch ist, dass in Tausenden von Reiseprospekten neben wahrheitsgetreuen Landschaftsbildern so wenig wahrheitsgetreue Zitate jener internationalen Prominenz stehen, die sich empfehlend über besagte Landschaft geäußert haben. Ob das eine weitere Tugend, Bescheidenheit ist oder aber ein Mangel, nämlich (wie an anderer Stelle erwähnt) «Kulturlosigkeit» eines «Gastwirtevolkes»? Ich will so bescheiden sein, mit Friedrich Dürrenmatt anzunehmen, die Legende unserer Tugend ersticke die Möglichkeit, die vielleicht noch in unseren Lastern läge. Und auf «Kulturlosigkeit» darf man nicht etwa deshalb schliessen, weil die helvetische Erde so viele tote Kulturträger birgt: Rilke, George, Thomas Mann, Joyce, Klages, Musil, Georg Kaiser, Derleth, Mombert, Wiechert – um nur Angehörige einer Generation zu nennen. Die Schweizer Landschaft ist nämlich dennoch mitnichten ein Friedhof, auch wenn sie schon paradiesisch genannt wurde, z. B. vom grossen Engländer John Ruskin, der aus der Schweiz meldete: «Das beste Bild, das die Welt vom Paradies geben kann, liegt in einem Tal von Wiesen, Obstbäumen und Kornfeldern auf den Abhängen einer grossen Alp, mit ihren purpurnen Felsen, gekrönt vom ewigen Schnee», was an den israelischen Volkswitz erinnert, der es Moses übelnimmt, dass er die vierzig Jahre Wüstenwanderung nicht dazu benutzt habe, das Volk Israel in das Land zu führen, wo *wirklich* «Milch und Honig» flössen: die Schweiz.



Herrgott und Milch

Es bleibe dahingestellt, ob der enge Zusammenhang, der so oft zwischen Schweiz und Milch hergestellt wird, einem Lob der Milch oder der Kritik am Gemolkenwerden entspringt. Denn es war schliesslich kein Geringerer als Victor Hugo, der sagte: «Die Schweiz melkt ihre Kuh und lebt in Frieden», und es gibt sogar Eidgenossen, welche ohne Scham die legendenhafte Anekdote kolportieren, wonach die Schweizer, als Gott die Welt erschuf, diesen gebeten hätten, ihnen die höchsten Berge, die lieblichsten Täler, besten Weiden und ertragreichsten Kühe bereitzustellen. Als hierauf Gott am siebenten Tage ruhte, bat er die Schweizer um ein Glas Milch, und sie brachten es ihm. «Danke!», sagte der Herrgott. «Einsfüngzig, ohne Trinkgeld», sollen die Schweizer gesagt haben.

Aber wir wollen nicht vom Landschaftlichen abschweifen. Halten wir fest, was Ruskin ebenfalls äusserte: «Wir wollen keine Chalets und dreibeinigen Hocker, Kuhglocken und Buttermilch. Wir wollen die reinen und heiligen Hügel, verstanden als eine Brücke zwischen Himmel und Erde.» Und solche Hügel gibt's in der Schweiz in der Tat, jede Menge und in jeder Höhe, so dass mancher neidisch werden könnte. Wenigstens deutete der deutsche Journalist Peter Merten eine Spur von Neid an, als er schrieb: «Wo es landschaftlich besonders schön ist, da ist es auch in Deutschland (wie in der Schweiz; deshalb gibt es die «Sächsische Schweiz», die «Fränkische Schweiz» und die «Holsteinische Schweiz.») Was sicher nicht gegen die Deutschen, aber auch nicht gegen die Schweizer Landschaft spricht, meine ich, selbst wenn es in der Schweiz schon da und dort Hügel gab, die weniger Brücken zum Himmel bildeten als zum Himmel stanken, was aber für Ausländer deshalb tolerierbar sein mochte, weil es sich in aller Regel um vergleichsweise *kleinstaatliche* Hügel handelte.

Prominenz ...

Vor allem ausländische Prominenz hat sich einiges einfallen lassen bei der Beschreibung schweizerischer Landschaftsschönheiten. Als zum Beispiel Goethe im Boote auf dem Zürichsee schaukelte, konnte er nicht umhin, zu reimen: «Und frische Nahrung, neues Blut / Saug ich aus freier Welt; / Wie ist Natur so hold und gut, / Die mich am Busen hält!» An anderer Stelle hat Goethe sich zwar recht kritisch über die angeblich so «freie» Welt der Schweizer ausgelassen. Dass er das am Busen der Schweizer *Natur* vergass, spricht für letztere und für Zürich, von dem Benvenuto Cellini schrieb als von «einer wundervollen Stadt, so nett wie ein Edelstein . . .»

Nicht weniger begeistert äusserte sich Rilke, der (ohne im Auftrag der Schweizerischen Verkehrszentrale zu handeln) die verschiedensten Gegenden geradezu prospekthaft-druckfertig besang, von «Nie war Genf so schön» über «Frühling in Locarno benimmt sich gewiss wie ein Liebling des Lehrers, der in der ersten Bank sitzt und immer alles gelernt hat, was

der liebe Gott für den nächsten Montag aufgibt» bis zum Loblied auf das Rhonetal im Wallis, obwohl diesem damals die Autobahn noch gefehlt hatte: «Meine Vorstellung von der Schweiz hat sich um ein Bedeutendes vergrössert, seit ich diese Landschaft kenne: die Geräumigkeit dieses Tales, das ganze Ebenen in sich aufnimmt, die Zurückhaltung seiner Berghänge, die bei aller Stärke und Steilheit nichts eigentlich Abgeschiedenes haben, die schöne malerische Abstufung der Hügel davor und wie sie mit einer Anmut ohnegleichen ihre Ansiedelungen hinaufheben zu den alten Burgtürmen der Schlösser . . .»

Und wenn Thomas Mann von der Schweiz sagte: «Es ist nun einmal ein reizendes Land», dann darf man ihm das glauben, denn er sagte es, als er noch nicht Schweizer geworden war.

Auch Nietzsches Feststellungen sind glaubwürdig, lebte er doch jahrelang im Engadin: « . . . in dieser beständigen, sonnigen Oktoberluft, in diesem schalkhaft-glücklichen Spielen des Windzugs von Früh bis Abend, in dieser reinsten Helle und mässigsten Kühle, in dem gesamten anmutig-ernsten Hügel-, Seen- und Waldcharakter dieser Hochebene . . .»

«Von Glück erfüllt sitze ich manchmal bei Sonnenuntergang draussen auf unserer Terrasse und blicke über den weiten, grünen Rasen zum fernen See hinunter und darüber hinaus auf die Zuversicht einflössenden Berge, und in dieser Stimmung denke ich an nichts und fühle mich über grossartigen Gelassenheit» schrieb Charly Chaplin, und zwar keineswegs als Erholungsbedürftiger wie Nietzsche, sondern als Einwohner am Genfersee und damit daran erinnernd, dass es neben Hügeln und Tälern in der Schweiz auch Seen gibt.

Auch sie entsprechen durchaus den Bildern in Prospekten, was Somerset Maugham bei aller Ironie – zumindest für den Vierwaldstättersee – bestätigen musste: «Es traf zu, dass der See absurd war, das Wasser war zu blau, die Berge zu übertrieben, und ihre Schönheit, die einem ins Gesicht schlug, war eher ermüdend als aufregend, aber trotz alledem lag etwas Gefälliges in dieser Aussicht . . .» Da zeigte sich Lord Byron als Romantiker wesentlich begeisterter, verführte ihn doch schon ein blosser Staubbach im Berner Oberland zu erheblich phantasievolleren Ausbrüchen: «Der Sturzbach wölbt sich über den Fels, wie der Schwanz eines weissen Pferdes im Wind zittert, als könnte es das fahle Pferd sein, auf dem in der Apokalypse der Tod reitet. Es ist weder Nebel noch Wasser, sondern etwas dazwischen . . .»

Maughams kühle Sachlichkeit wurde übrigens von Mark Twain korrigiert, der schlicht und aufrichtig gestand: «Die erste Entdeckung, die ich machte, war, dass man mit der Schönheit des Vierwaldstättersees nicht übertrieben hat.»

Jodeln und Föhn

Es war auch Mark Twain, der in seine Landschaftsbeschreibung in der Gegend der Rigi das einzuflechten verstand, was man Folklore nennt und was in der Regel Landschaftsfotos auf Prospekten ungemein verschönt: «Das Gejodel war hübsch und munter anzuhören, und bald erschien der Jodler – ein Sennhuber von 16 Jahren. In unserer Freude und Dankbarkeit gaben wir ihm einen Franken, damit er weiter jodelte. Er jodelte, und wir lauschten. Beim Weitergehen jodelte er uns grossmütig ausser Sicht. Ebenso der zweite, auf den wir eine Viertelstunde später sties- sen und dem wir seine Kunst mit



Illustrationen: Barth

einem halben Franken bezahlten. Von nun an begegneten wir alle zehn Minuten einem Jodler; dem ersten gaben wir 8 Cts, dem zweiten 6, dem dritten 4, dem vierten 1 Cts. Nummer 5, 6, 7 erhielten gar nichts! Für den Rest des Tages erkaufte wir das Stillschweigen der übrigen Jodler mit 1 Fr. pro Kopf . . .»

Weniger sarkastisch, sondern fast überschwänglich urteilte der englische Dichter William Wordsworth. Tief beeindruckt von jodelnden Bäuerinnen notierte er: «Ein Lied, nicht von artikulierten Lauten, aber in dem die Stimme wie ein Musikinstrument eingesetzt wird; aber sie ist flexibler als irgendein Instrument: süss, mächtig, erregend, jenseits aller Beschreibung.» Offenbar jenseits aller Beschreibung (denn in der Regel fehlen in Prospekten Hinweise darauf) ist eine andere, für manche Gegenden der Schweiz typische Erscheinung von grässlicher Wirkung. Robert Louis Stevenson (der in der Schweiz bezeichnenderweise nicht das kriminelle «Dr. Jekyll und Mister Hyde», sondern «Die Schatzinsel» geschrieben hat) gab eine dramatische Schilderung des Phänomens, nämlich jenes Windes, der «um die Berge streicht und sich an ihnen bricht, warm und ungesund, und über unser Bergtal zieht. Jeder Nerv wird elektrisiert; plötzlich stehen vor dem Gewissen alle Sünden und bisher nicht eingestandene Schuld; und die ganze kranke Welt zieht sich wie ein Hund in eine Ecke zurück und erträgt mit Stummheit die Herrschaft des Föhns.»

Wirtschaftliche Landschaft

Nun wird sich allerdings weder ein Schweizer noch gar ein ausländischer Gast wie ein Hund in eine Ecke, sondern doch wohl eher in ein Restaurant zurückziehen, falls er nicht eine Wirtschaft vorzieht (der Unterschied wird noch gesondert zu bedenken sein). Ueber solche Etablissements der Gastlichkeit stimmt ebenfalls – wenigstens dem Buchstaben nach – so ziemlich alles, was Prospekte zu versprechen pflegen. Falsch wäre es jedoch, zu glauben, die Schweiz bestehe wirtschaftlich aus einer grossen Restaurant-Kette. Diesen Irrtum berichtigte der Amerikaner Eugene V. Epstein in zwei Sätzen: «Von den 2157 Restaurants in unmittelbarer Nachbarschaft unseres Hauses heisst mehr als die Hälfte «Zum Rössli». Dieser Umstand verleitet viele Ausländer zu der irrigen Annahme, dass alle diese Gaststätten unter der gleichen Leitung stehen.» Dem Franzosen Henri Calet wiederum fiel eine andere wirtschaftliche Besonderheit auf: «In der Schweiz tragen die Serviertöchter ihr Portemonnaie unter der Schürze, so wie ich das bisher nur in Brasilien gesehen hatte, aber in einem lockeren Hause und bei lockeren Mädchen.» In der Schweiz allerdings ist in den Gaststätten, die ja wie Hügel und Seen zur soliden Landschaft gehören (weshalb sie meist patriotisch eine Schweizer Fahne aufgezogen haben), das Dienstpersonal – zumal das weibliche – äusserst seriös. So seriös, dass Giovanni Arpino vom italienischen «Tempo» sich zu schreiben bemüht: «Wenn man mir in einem Schweizer Hotel am Morgen guten Tag sagt und der Sprechende nicht gerade Italiener ist, dann habe ich immer das Gefühl, der Gruss komme nicht aus dem Herzen, sondern aus der Schweizer Hotelfachschule.»

Kurz und gut: Der reiselustige Ausländer darf sich darauf verlassen, dass die Landschaftsbilder auf den Prospekten stimmen. Was nicht stimmt, ist der Eindruck, den die Mehrzahl vermittelt, nämlich in der Schweiz gebe es nur hohe und höchste Berge. Das veranlasste den Oesterreicher Hans Weigel, mahmend auf den Jura hinzuweisen: «Hier sind die Berge sanft, sacht, milde und nicht sehr hoch . . . Man kümmert sich so sehr um die Alpen und so wenig um den Jura. Es gibt einen Alpenclub, aber keinen Juraclub. Man bezeichnet Landschaften häufig als alpin, doch nie als «jurin» . . .» Aber die Schweizer überlegten sich, dieser Zurücksetzung abzuwehren: Das Volk überlegte sich, ob in dieser Landschaft ein weiterer Kanton entstehen soll. 25 Kantone – diese hübsche Zahl wird sich in Reiseprospekten weit besser ausmachen als nur 24. Die Landschaft hat in der Schweiz schon immer die Politik beeinflusst.